

MÄRCHEN DER NEUN
WELTEN

SCHICKSALSMAGIE

DIE MÄRCHEN DER NEUN WELTEN
BUCH EINS

B.E. PFEIFFER

I



Mein Blick huscht zu der Uhr direkt über der Tür des Hörsaals.

Noch fünf Minuten. Dann endet diese öde Vorlesung über ... Herrje, ich habe vergessen, worum es in der Vorlesung geht. Dabei sitze ich seit geschlagenen drei Stunden hier und versuche zu begreifen, worüber referiert wird.

Wieso habe ich mich noch gleich für ein Studium in Wirtschaftsinformatik angemeldet? Ach ja ... weil die Job-Aussichten gut sind. Und weil ich nicht für den Rest meines Lebens die Nachtschicht in dem Schnellrestaurant machen möchte, in dem ich derzeit arbeite. Zu der ich mich quälen muss, sobald ich hier raus bin.

Der Stift in meiner Hand kritzelt wie von selbst über den zerkratzten Bildschirm meines Tablets. Mitgeschrieben habe ich nicht wirklich. Ich habe irgendwelche Zeichen gemalt, die mir in den Sinn gekommen sind. Jetzt, wo ich sie genauer betrachte, erinnern sie mich an Runen.

»Das wäre dann alles«, ertönen die Worte des Professors, auf die ich sehnlich gewartet habe.

Blöde Präsenz-Seminare. Nicht, dass ich mich in meiner schäbigen kleinen Wohnung besser auf den Stoff hätte konzentrieren können. Dennoch bevorzuge ich Online-Seminare, denn da muss man nicht mit anderen Menschen reden. Leider bin ich nicht nur in Wirtschaftsinformatik eine Niete, sondern auch bei sozialen Kontakten.

Während meine Mitstudierenden freudig miteinander tratschen, packe ich mein Tablet in die ausgebleichene Umhängetasche und husche aus dem Saal.

Natürlich erwarte ich nicht, von jemandem gefragt zu werden, ob ich etwas trinken gehen will. Die anderen meiden mich. Meistens ist mir das ganz recht.

Ich schiebe mich an der Gruppe vorbei, in der sich die Kinder aus gutem Haus zusammenfinden. Da gehöre ich so oder so nicht dazu – wie man mir bestimmt auch ansieht. Ich trage keine Markenkleidung, meine Haare sehen nicht aus, als würde ich einmal im Monat zum Friseur gehen, meine Schuhe sind abgetragen. Wahrscheinlich ist das auch der Grund, weswegen sie mich wie Luft behandeln. Man könnte meinen, im einundzwanzigsten Jahrhundert würde es keine Rolle mehr spielen, welche Markenjeans man trägt oder ob man – wie ich – drei Nebenjobs braucht, um sich durchzukämpfen. Aber leider ist es noch immer wichtig, wessen Kind man ist. Zumindest in vielen Bereichen.

»Na toll«, brumme ich, als ich aus dem fensterlosen Hörsaal trete und feststelle, dass es draußen in Strömen regnet.

Meine Schultern sinken ein Stück hinunter. Ich werde nie trocken bei meinem Job ankommen.

Trotzdem eile ich zum Ausgang des Universitätsgebäudes und suche dabei in meiner Umhängetasche nach dem Schlüssel meines Fahrradschlösses. Scharf bin ich nicht darauf, bei Regen damit zu fahren, hier stehen lassen kann ich es aber auch nicht.

Draußen angekommen, saugt sich mein dünner Pullover

sofort mit Wasser voll. Mit schnellen Schritten gehe ich zu dem Fahrradständer, wo mein Drahtesel steht.

»Das darf nicht wahr sein«, entfährt es mir.

Mein Fahrrad ist immer noch mit einem Schloss an den Metallstreben des Ständers befestigt. Jedoch nur das Gestell. Die Räder und der Sattel sind fort.

Das hat mir gerade noch gefehlt. In dieser Gegend werden oft Fahrräder gestohlen. Allerdings neue, schicke Fahrräder. Meines ist vermutlich ein Überbleibsel aus der Zwischenkriegszeit. Ich habe es geputzt und in Schuss gehalten, weil ich für ein neueres Modell kein Geld habe. Und jetzt ...

Meine Augen brennen. Schon wieder habe ich Pech. Wie immer in meinem Leben. Aufgewachsen bin ich in einem Waisenhaus, vor dessen Türen ich nach meiner Geburt angeblich abgelegt worden bin. Adoptiert hat mich nie jemand und kaum war ich volljährig, wurde ich gebeten zu gehen, weil man meinen Platz brauchte.

Das hat mich zu einer Kämpferin gemacht. Alles, was ich erreicht habe, musste ich mir hart erarbeiten. Aber jetzt, wo ich vor den Trümmern meines Fahrrads im Regen stehe, frage ich mich nicht zum ersten Mal, was ich falsch gemacht habe.

Ich schließe die Augen und atme tief durch. Weinen hilft mir nicht weiter. Ich muss zu meinem Job, denn nun brauche ich das Geld mehr denn je.

Also prüfe ich den Sitz meiner Tasche und renne los. Zumindest begegnet mir niemand, die Straßen sind wegen des Unwetters menschenleer. Könnte eine ruhige Schicht werden und Ruhe kann ich nach diesem Tag gebrauchen. Vor meiner Vorlesung habe ich die Frühschicht beim Bäcker gemacht. Viel Zeit, mich zu erholen, hatte ich heute nicht.

Über mir donnert es und Gänsehaut überzieht meinen Körper. Für heute war eigentlich kein Gewitter angesagt und doch sprinte ich durch eiskalten Regen. Der Boden ist so

rutschig, dass ich mehr als einmal mit den Armen rudern muss, um nicht auf der Nase zu landen.

Nach einer gefühlten Ewigkeit kommt das leuchtend rote Schild des Restaurants in Sicht. Erleichterung macht sich in mir breit, weil ich gleich im Trockenen bin – und das sogar ziemlich pünktlich, obwohl ich laufen musste.

Ich will schon gedanklich jubeln, da taucht aus dem Nichts eine Gestalt vor mir auf.

»Vorsicht!«, rufe ich, aber es ist zu spät.

Mit voller Wucht knalle ich in den Mann, der etwa einen Kopf größer ist als ich. Seine Brust ist so hart wie eine Wand und ein Geruch nach Tannennadeln hüllt mich einen Moment lang ein.

»Entschuldigung, ich habe Sie zu spät gesehen«, stammle ich und sehe zu dem Kerl auf.

Mir wird noch kälter, als mein Blick auf seinen trifft. Eines seiner Augen ist hinter einer Augenklappe verborgen. Das andere ist eisblau und starrt mich so finster an, als hätte ich ihm gerade eine wüste Beschimpfung an den Kopf geschleudert. Seine schneeweißen Haare sind am Hinterkopf zu einem Zopf zusammengebunden, der Bart erinnert mich an den Weihnachtsmann.

Dafür ist seine Kleidung makellos. Er trägt einen schwarzen Anzug unter dem offenen hellbraunen Trenchcoat, der ... überhaupt nicht nass ist, obwohl wir im Regen stehen.

»Sie sind nicht verletzt, oder?«, frage ich, weil er kein Wort sagt.

»Nein.«

Das Wort klingt mehr wie das Knurren eines Wolfes als wie die Stimme eines Menschen.

Ein Krächzen lässt mich zusammenzucken. Über dem Kerl schweben zwei schwarze Raben. Sie landen auf dem Laternenpfahl neben uns und scheinen uns aufmerksam zu mustern.

»Okay, dann ... sorry nochmals.«

Es ärgert mich, dass ich mich entschuldige. Der Typ ist schließlich aus dem Nichts aufgetaucht und hat mich genauso übersehen wie ich ihn.

Aber ich will nicht hierbleiben und mit ihm diskutieren. Dieser Mann betrachtet mich, als wäre ich ein seltenes Tier, das er für seine Sammlung braucht. Er wirkt furchteinflößend mit der Augenklappe und seine Haltung sieht aus wie die von jemandem, der kämpfen kann.

Ohne ein weiteres Wort bringe ich mehr Abstand zwischen uns. Die Raben krächzen erneut und schlagen wild mit den Flügeln.

Das ist gruselig. So schnell ich kann, drehe ich mich um und renne auf das rettende Restaurant zu, in dem ich gleich meinen Dienst beginne.

Bei der Tür werfe ich einen panischen Blick über meine Schulter. Mein Herz klopft verzweifelt und sendet pures Adrenalin durch meinen Körper. Der seltsame Mann ist nicht mehr zu sehen. Er ist mir also nicht gefolgt. Das sollte mich erleichtern, tut es aber nicht. Irgendwie fühle ich seinen Blick noch immer auf mir.

Mach dich nicht lächerlich. Du siehst schon Gespenster, ermahne ich mich selbst.

Trotzdem verliere ich keine Zeit und reiße die Tür auf, um einzutreten.

»Du bist zu spät«, fährt Josh, mein Schichtleiter, mich an.

»Dir auch einen schönen Nachmittag«, erwidere ich.

Sein Blick gleitet über mich. »Und du bist klatschnass.«

»Ja, stell dir vor, das Zeug, das da draußen herunterfällt, ist tatsächlich Regen.«

Er schnaubt. »Hat dir schon mal jemand erklärt, dass es so etwas wie Schirme gibt?« Ehe ich antworten kann, deutet er auf meine Füße. »Zieh dich um und mach sauber, bevor du zur

Ausgabe gehst. Ich will hier Ordnung haben und keine Pfützen, in denen Kunden ausrutschen. Und denk dran, diesmal dein Armband abzunehmen. Ich will dich nicht wieder ermahnen.«

Mir liegt eine Erwiderung auf der Zunge, aber ich brauche diesen Job und Josh hasst mich ohnehin. Er ist etwas älter als ich und hält sich für den König dieses Ladens. Deswegen strecke ich ihm nur gedanklich die Zunge raus, stapfe durch das leere Restaurant und husche in die Umkleide für Damen.

Es fühlt sich gut an, aus den nassen Sachen rauszukommen – selbst wenn das bedeutet, dass ich die hässliche rot-gelbe Uniform anziehen muss, die mich wie einen Clown aussehen lässt. Aber sie ist trocken.

Ich werfe meine nasse Kleidung in den Spind und lege mein Armband dazu. Es ist das Einzige, was mir von meiner Familie geblieben ist. Angeblich trug ich es, als man mich vor der Tür des Waisenhauses fand. Vermutlich ist es nicht viel wert, sonst hätte es mir bestimmt längst jemand weggenommen. Die kleinen Anhänger daran sind putzig und ich rede mir ein, dass eines Tages meine Eltern kommen und mich daran erkennen werden. Die Realistin in mir lacht mich dafür aus, dass ich mir so etwas wünsche. Trotzdem würde ich mich nie von dem Armband trennen.

Ich schiebe die Gedanken fort, schnappe mir Putzzeug und säubere den Boden im Laden.

Heute ist es wirklich ruhig. Kein einziger Tisch ist im Moment besetzt, was vermutlich daran liegt, dass wir weder einen Drive-In Schalter noch einen eigenen Parkplatz besitzen und die Leute zu Fuß herkommen müssten.

Nachdem ich fertig damit bin, die Pfützen aufzuwischen, beginne ich also, Servietten nachzufüllen. Die Jungs in der Küche scheinen ein Fußballspiel auf einem Handy zu schauen. Zumindest klingt es so. Josh kann ich nicht entdecken, aber darüber bin ich nicht unglücklich. Der kommt noch auf die Idee

und lässt mich die Strohhalme zählen, nur weil er mich ärgern will.

Aber irgendwie muss ich mich beschäftigen. Also kehre ich hinter die Ausgabe zurück, nachdem alle Serviettenspender aufgefüllt sind, und sortiere neue Ketchuptütchen in die vorgesehenen Fächer.

Ich bin noch nicht fertig, da erklingt die Glocke über der Tür und jemand betritt den Laden. Mit einem Lächeln sehe ich auf. Es gefriert auf meinen Lippen, als ich den Mann erkenne. Der Typ, mit dem ich vorhin zusammengestoßen bin, hat den Raum betreten und hält mit langen Schritten auf mich zu.

Sein Blick bohrt sich in meinen und die Kälte, die von ihm ausgeht, lässt mich zittern.

»Will... Willkommen bei *Shady's*. Darf ich Ihre Bestellung aufnehmen?«

Keine Ahnung, ob ich die Worte wirklich ausgesprochen habe. Meine Zunge fühlt sich schwer wie Blei an und mein Atem stockt. Was will der Kerl hier?

Er sieht nicht auf die Tafel, auf der unsere Angebote stehen, sondern starrt mich an, als wollte er sich gleich auf mich stürzen.

Meine Kehle ist so eng, dass ich nicht mehr schlucken kann, und meine Knie zittern. Ich glaube, mein Kreislauf macht jeden Moment schlapp.

»Was machst du hier, Marie?«, fragt der Mann mit seiner tiefen Stimme.

»Ich ... Woher kennen Sie meinen Namen?«, bringe ich atemlos hervor.

Er deutet auf meine Brust. »Steht da. Wo ist dein Armband?«

Blinzelnd betrachte ich erst mein Namensschild, dann ihn. »Mein ... bitte was?«

»Dein Armband. Wo ist es? Ohne das kann ich nicht ...«

»Gibt es hier ein Problem?«, mischt Josh sich ein und baut sich neben mir auf.

Ich war noch nie so erleichtert, ihn zu sehen. Zwar glaube ich nicht, dass er mich im Ernstfall beschützen würde, aber der Kerl vor mir wendet seine Aufmerksamkeit jetzt meinem Vorgesetzten zu.

»Kein Problem«, meint er. »Ich nehme einen Krug Bier.«

Josh stemmt die Hände in die Hüften. »Es gibt hier kein Bier und auch keine Krüge. Wir sind ein Fast-Food-Lokal.« Er wendet sich mir zu. »Hast du ihm gesagt, er könnte das haben, Einarsson?«

Toll, jetzt hat er dem Kerl auch meinen Nachnamen gesagt. Will er ihm gleich noch meine Adresse geben?

»Nein, ganz bestimmt nicht«, erwidere ich gereizt.

»Und woher kommt diese Bestellung dann?« Josh hebt das Kinn, als wolle er auf mich herabblicken. Dabei ist er selbst so kleiner als ich.

Keine Ahnung, was ich darauf antworten soll. Doch der Kerl erlöst mich. »Schön, dann nehme ich einen Burger mit Cola.« Er knallt einen hundert-Euro-Schein auf den Tresen.

Es dauert einen Moment, ehe mir klar wird, dass ich etwas in meine Kasse tippen muss. So schnell ich kann, gebe ich die Bestellung ein.

»Darf es noch etwas sein? Ein Stück Kuchen oder ...«

»Nein«, unterbricht er mich.

Mit einem Nicken beende ich die Bestellung und krame das Wechselgeld heraus. »Kommt sofort«, sage ich und husche in die Küche.

Josh folgt mir. »Was machst du? Du wartest gefälligst vorne ...«

»Der Typ verfolgt mich!«, wispere ich und sehe panisch zum Tresen. »Ich will nicht mit dem allein sein.«

»Welchen Grund hätte er, dich zu verfolgen?« Josh verdreht die Augen. »Was sollte er von dir wollen?«

»Sonderlich emphatisch oder gar hilfsbereit bist du nicht, hm?« Ich atme geräuschvoll aus.

»Damit verdient man kein Extrageld«, entgegnet Josh. »Versteck dich nicht zu lange hier.«

Ehe ich etwas erwidern kann, ist er fort.

Dafür drückt mir einer der Küchenmitarbeiter den Burger in einer Pappschachtel in die Hand. Schnell lasse ich eine Cola aus dem Schankautomaten, dann kehre ich zu dem furchteinflößenden Mann zurück.

Er nimmt seine Bestellung entgegen und verlässt ohne ein weiteres Wort den Laden.

Erst als er fort ist, erlaube ich mir, wieder Luft zu holen. Ich starre zu der Glastür, versuche, ihn dahinter auszumachen. Aber er scheint gegangen zu sein. Gut. Das ist ... gut.

Außer dem seltsamen Kerl kommt heute kein einziger Kunde in das Restaurant. Josh lässt uns trotzdem erst nach Dienstschluss putzen, als wäre der Laden überrannt worden. Noch während ich den Boden wische, verschwindet er. Das macht er immer. Wir müssen putzen und er macht Feierabend.

Als ich fertig bin, schleppe ich mich in die Umkleide und schlüpfe in die noch immer triefend nasse Kleidung. Mein Armband lege ich zuletzt an und betrachte die Anhänger. Einer sieht aus wie ein Apfel, einer wie ein Hirsch, ein anderer ist ein kleines Herz und der letzte ein Schlüssel. Behutsam streiche ich über das leicht angelaufene Silber. Falls es Silber ist.

Dann schnappe ich mir meine Tasche und verlasse die Umkleide.

»Tschüss, Leute«, rufe ich den Küchenjungs zu.

Sie winken und starren dann wieder auf das Handy. Offensichtlich wird irgendwo noch ein Spiel ausgetragen. Muss in

einer anderen Zeitzone sein, denn hier ist es bereits nach Mitternacht.

Der Regen hat aufgehört, die Straßen sind aber immer noch nass. Verstohlen sehe ich mich um, suche nach dem seltsamen Kerl von vorhin. Er ist nirgends zu sehen. Vielleicht ... habe ich doch überreagiert.

Trotzdem beschleunige ich meine Schritte. So schnell ich kann, renne ich durch die Straßen von Brooklyn, bis endlich mein Wohnhaus in Sicht kommt. Um Atem ringend ziehe ich den Schlüssel aus meiner Umhängetasche und hechte auf den Eingang des Gebäudes zu. Es ist alt und sanierungsbedürftig, aber ich kann mir die Miete leisten. Deswegen lebe ich hier, obwohl die Gegend alles andere als einladend ist.

In einer Hand halte ich den Schlüssel, mit der anderen umfasse ich das Pfefferspray in meiner Tasche. Sicher ist sicher.

Doch ich erreiche die Tür ohne Zwischenfall. Mit einem erleichterten Aufatmen schiebe ich den Schlüssel ins Schloss.

Da packt jemand mein Handgelenk. Ich schreie und wirble herum.

»Sie!«, keuche ich.

Der alte Kerl steht dicht vor mir. Sein Griff ist so fest wie der eines Schraubstocks und sein Blick bohrt sich in meinen.

»Ich habe auf dich gewartet«, flüstert er.

Erst ist mein Körper vollkommen starr. Dann regt sich mein Überlebensinstinkt. Hastig hebe ich das Pfefferspray und drücke ab.

Der Kerl stößt einen Fluch aus, als er den Nebel abbekommt, und lässt mich los. Meine Hand zittert, aber ich schaffe es, den Schlüssel zu drehen. Mit voller Wucht werfe ich die Tür hinter mir ins Schloss.

Mein Puls rast, während ich die Treppe hoch hechte. Unten poltert es. Vermutlich hat der Typ die Tür eingetreten.

Es grenzt an ein Wunder, dass ich den Schlüssel in mein

Türschloss bringe und aufschließen kann. Hinter mir ertönen laute Schritte.

Ich werfe die Tür zu und verriegle sie. Dann packe ich den kleinen Schrank, der danebensteht, und schiebe ihn davor. Es ist mehr die Verzweiflung, die mich dazu verleitet, als der Glaube, dass er mir wirklich helfen würde. Mir ist klar, dass das diesen Mann nicht aufhalten wird.

Mit bebenden Fingern ziehe ich das Handy aus der Tasche und wähle den Notruf. Es klingelt gerade, da hämmert der Mann gegen die Tür.

»Marie, mach auf. Wir müssen reden!«, sagt er drängend.

»Notrufzentrale, was kann ich für Sie tun?«

»Ich brauche Hilfe!«, quietsche ich. »Vor meiner Wohnungstür steht ein Mann, der mich überfallen will. Ich wohne in ...«

Das Holz splittert. Ich schreie auf. Etwas Glänzendes dringt durch die Tür, als bestünde sie aus Butter.

»Madam, bewahren Sie Ruhe, Hilfe ist unterwegs«, sagt die Dame am anderen Ende der Leitung.

Die hat gut reden.

Krachend bricht der Kerl durch die Tür. In seiner Hand hält er eine Axt. Sein Blick ist wild und gefährlich.

Panisch greife ich nach dem ersten Gegenstand, den ich finden kann: eine Bürste. Ja, damit werde ich ihm sicher Angst einjagen.

Der Alte betrachtet erst mich, dann das Handy und schließlich die Bürste. »Leg auf«, fordert er.

»Den Teufel werd ich!«, brülle ich. »Wenn Sie mich schon töten, dann soll es wenigstens Zeugen geben. Der Kerl, der mich auf dem Gewissen hat, ist etwa zwei Meter groß, hat langes weißes Haar, einen weißen Bart und trägt eine Augenklappe.«

Ich keuche, als er mit einer schnellen Bewegung nach dem

Handy greift. Ohne sichtbare Anstrengung zerdrückt er es in seiner Hand und lässt die Trümmer zu Boden fallen.

»Du machst es mir nicht leicht, Marie.«

»Ich werde mich nicht kampfflos ergeben!«, fauche ich und fuchtle mit der Bürste herum.

Er hebt einen Mundwinkel, aber der Ausdruck wirkt noch gefährlicher als jener vorhin. »Meine Söhne werden mit dir ganz schön zu kämpfen haben.«

Ich weiche zurück, als er einen Schritt auf mich zumacht. »Warum ich?«, stelle ich eine absolut bescheuerte Frage. Aber etwas Besseres fällt mir nicht ein.

Es kann doch kein Zufall sein, dass er mir heute die ganze Zeit gefolgt ist. Aus irgendeinem Grund hat er mich ausgewählt, wofür auch immer.

Leise erklingen die Sirenen von Polizeiautos in der Ferne. Ich würde vor Erleichterung am liebsten weinen. Vielleicht überlebe ich diesen Abend doch.

Allerdings macht der Kerl meine Hoffnung zunichte, als er mit einem schnellen Schritt die Entfernung zwischen uns überwindet und mich an sich zieht.

»Loslassen!«, brülle ich und schlage mit der Bürste auf ihn ein.

Er reagiert nicht mal darauf. Stattdessen betrachtet er das Armband, das bei der Bewegung laut klumpert, und nickt.

»Ich hätte dir ja gerne alles in Ruhe erklärt, aber du bist alles andere als vernünftig. Und weil wir gleich Besuch bekommen und ich nicht noch mehr Sterblichen die Erinnerungen an mich nehmen will, müssen wir jetzt wohl improvisieren.«

Er zieht mich enger an sich. Ich trete gegen sein Schienbein, doch auch das ist ihm egal.

»Du wirst deine erste Prüfung also ohne Vorwissen bewältigen müssen, Frau Holle«, sagt er.

»Frau Holle?« Ich lache verzweifelt auf. »Was für ein Mist geht hier ab?«

Jetzt wandern beide Mundwinkel hoch. »Wir reden darüber, wenn du den Wald durchquert hast.«

»Wald? Was für ein ...«

Die Worte bleiben mir im Hals stecken. Ein helles Licht blitzt auf. Mein Körper wird schwerelos und mein Magen rebelliert. Bevor ich mich übergeben kann, wird mir schwarz vor Augen und ich bete stumm, dass das alles nur ein böser Traum ist, aus dem ich gleich erwache.

2



Gekicher dringt in meine trägen Gedanken. Blinzeln
öffne ich die Augen und bereue es sofort. In meinem
Kopf erhebt sich ein Sturm aus Schmerzen, da das
Licht so grässlich hell ist.

Ich versuche zu rekonstruieren, was geschehen ist. Mein Tag war stressig und eintönig wie immer. Ich habe Frühschicht beim Bäcker gemacht, dann Uni, mein Fahrrad wurde demoliert und ich bin klatschnass mit einem seltsamen Kerl zusammengestoßen.

Der seltsame Kerl, schießt der Gedanke durch meinen Kopf.

Trotz der unerträglichen Schmerzen fahre ich hoch. Sofort pocht es heftiger in meinen Schläfen. Zischend lege ich meine Hände dorthin und sehe mich mit weit aufgerissenen Augen um.

Vorhin war ich in meiner Wohnung, in der Gewalt eines alten, einäugigen Mannes. Dann ist alles hell geworden. Und jetzt ... sitze ich auf einer Lichtung mit saftig grünem Gras und Blumen in allen Farben des Regenbogens. Hohe Nadelbäume stehen in einem Kreis um mich herum und der Geruch von Moos und Harz dringt an meine Nase.

Okay. Das ist definitiv nicht meine Wohnung. Vermutlich nicht einmal die Stadt, in der ich lebe.

Wie bin ich hierher gekommen? Und wo ist dieser seltsame alte Mann, der mich entführt hat? Der wird mich doch nicht einfach verschleppt und dann mitten im Wald liegen gelassen haben. Oder ... doch?

»Für dein Alter bekommst du aber schon ziemlich tiefe Falten, wenn du nachdenkst«, sagt eine glockenhelle, kindliche Stimme kichernd.

Ich sehe mich um, kann aber niemanden entdecken.

»Hallo?« Ich klinge zittriger, als ich möchte. Aber das alles ist so ... verrückt.

»Hallo«, antwortet die Stimme und kichert erneut.

»Wo bist du?«, frage ich, obwohl ich nicht sicher bin, ob ich die Antwort wirklich wissen will.

Nur weil diese Person sich wie ein Kind anhört, heißt das nicht, dass sie ungefährlich ist.

»Hier drüben«, erwidert sie direkt neben meinem Ohr.

Hastig drehe ich den Kopf und erstarre.

Neben mir sitzt eine schwarze Katze mit pastellgrünen Tigerstreifen und Augen in derselben Farbe. Sie hat die Mundwinkel gehoben und entblößt ihre scharfen weißen Zähne. Es sieht aus, als würde sie grinsen. Das ist aber nicht das Merkwürdigste an dieser Katze. Was mich wirklich schockiert, ist, dass ihr Kopf auf dem Boden liegt und sie mit dem Hinterteil zwischen ihren eigenen Ohren Platz genommen hat.

»Starrst du andere Leute immer so an?«, fragt sie und grinst breiter.

»Okay, jetzt ist alles klar. Ich bin tot.« Ein hysterisches Lachen entschlüpft mir. Der Kerl hat mich wohl doch umgebracht. »Das hier ist also meine ganz persönliche Hölle.«

Die Katze gibt einen Laut von sich, der wie ein Zungenschnalzen klingt. »Du bist nicht in der Hölle. Die befindet sich

ein paar Welten tiefer auf dem Weltenbaum. Und glaub mir, da willst du erst hin, wenn du dich hier ein wenig besser auskennst und deine Kräfte beherrschst.«

»Wieso kannst du dann sprechen, wenn ich noch am Leben bin und das hier ... Ist das ein Traum?« Vielleicht hat der Alte mich betäubt und jetzt erlebe ich eine erschreckend realistische Halluzination.

Die Katze seufzt theatralisch, springt von ihrem Kopf, hebt ihn auf und setzt ihn zwischen ihre Schultern. »Kein Traum, Marie. Du bist an dem Ort, an den du gehörst.«

Sie kommt in geschmeidigen Bewegungen näher, schmiegt sich an mein Knie und betrachtet mich.

»Die Genauigkeit der Legenden beeindruckt mich immer wieder«, meint sie schließlich. »Eine Maid mit Haar aus dunklem Gold, Augen so blau wie der Himmel über Asgard und einer Zunge scharf wie tausend Klingen soll die neue Frau Holle werden. Und soweit ich Odin verstanden habe, trifft alles auf dich zu.«

»Odin?« Ich blinzele.

Die Katze grinst wieder breit. Es sieht furchteinflößend aus – und gleichzeitig niedlich.

»Der bärtige Mann, der dich hergebracht hat, Liebchen«, erklärt sie. »Offensichtlich hat er sich nicht vorgestellt. Aber dieser Odin war schon immer etwas ... ruppig.«

»Warte, du kennst den Kerl?« Die Katze nickt immer noch grinsend. »Wieso hat er mich entführt? Und hier allein abgesetzt?«

»Na, du hast wirklich Glück, dass ich so redselig bin, sonst wärst du verloren.« Die Katze zwinkert. »Das, holde Maid, ist eine Art Randwelt. Sie liegt zwischen Alfheim und Asgard. Du musst den Weg in dein Reich finden. Allein. Das ist deine erste Prüfung.«

»Asgard? Alfheim?« Ich krame in meinem Gedächtnis nach

den Namen. »Leben dort nicht die Götter der nordischen Mythologie?«

»Sagen wir dort leben Wesen, die wie Götter sind. Die meisten von ihnen. Nicht alle. Und wenn du alles richtig machst, wirst du eine von ihnen.« Die Katze streicht um meinen Körper und schmiegt sich an mich. »Ich hoffe sehr, dass du es richtig machst. Das wird ein schöner Spaß, wenn du Odins Söhnen den Kopf verdrehst.«

»Ich werde niemandem den Kopf verdrehen, weil ich ganz sicher nicht hierbleibe.« Entschlossen stehe ich auf und klopfe mir das Gras von der feuchten Hose. Lange kann ich nicht hier gelegen haben, wenn meine Kleidung noch so nass ist vom Regen.

»Oh, aber du musst bleiben, Marie.« Die Katze sieht mich mit großen Augen an. »Du bist wichtig. Ohne dich werden die Wurzeln des Weltenbaums verwelken. Nur du kannst sie jedes Jahr erneuern.«

»Hör mal, ich habe keine Ahnung, wie der Trick klappt, dass es so aussieht, als würdest du sprechen. Aber ich glaube nicht, dass das hier eine Art Götterwelt ist, und ich habe keine Zeit für solche Spielchen. Mein Leben ist kompliziert genug.«

»Du hältst dein Leben in Midgard für kompliziert?«

»Midgard?«

»Die Welt der Menschen. Sie ist neutrales Gebiet und du bist dort aufgewachsen, weil jede Frau Holle das muss. Sie muss sich durchschlagen und ihren Wert beweisen, bevor sie ihren Platz als Königin der neun Welten einnehmen darf.«

Stöhnend reibe ich mir die Schläfen. »Das klingt so verrückt. Damit will ich echt nichts zu tun haben.«

Ich setze mich in Bewegung. Die Katze springt mir vor die Füße. »Es ist dein Schicksal, Marie Einarsson. Du bist die Maid mit dem Haar aus dunklem Gold, den Augen so blau wie der Himmel über Asgard ...«

»Der Zunge mit der Schärfe von tausend Klingen ... ja ja. Hast du schon erwähnt.« Ich schnaube und will weitergehen.

Doch die Katze erhebt sich schwebend vor mir und breitet ihre Pfoten zur Seite aus.

»Jetzt weiß ich, dass das ein Trick ist«, brumme ich.

»Kein Trick, sondern Magie. Du wirst dich daran gewöhnen«, meint die Katze. »Aber du musst bleiben. Du musst es wollen. Sonst wirst du Asgard nicht finden. Und das wäre schade.« Sie grinst wieder. »Weil ich dann nie erfahre, mit welchem Wolf du dich einlässt.«

»Wovon sprichst du denn jetzt wieder?«

»Tz«, macht sie und blinzelt. »So ungeduldig. Aber wie gesagt, ich tratsche gerne und deswegen verrate ich dir ein Geheimnis. Allerdings nur, wenn du versprichst, dass du Asgard suchen wirst.«

»Und wieso sollte ich Asgard finden wollen?« Die Katze öffnet den Mund, doch ich hebe die Hand. »Bitte sag nicht, weil es meine Bestimmung ist.«

Sie legt den Kopf schief. »Weil du nur dort Antworten zu deiner Herkunft und dem Armband, das dich schon dein Leben lang begleitet, finden wirst.«

Unwillkürlich greife ich nach dem Armband. Es ist immer noch da und die Kühle des Metalls beruhigt mich.

Ich sollte Tausende Fragen stellen. Diese Katze – so verrückt das klingt – scheint ziemlich viel zu wissen. Vielleicht sollte ich misstrauischer sein, doch etwas tief in mir fühlt, dass dieses Tier die Wahrheit sagt. Und dass es mir helfen könnte, herauszufinden, wer ich wirklich bin, wenn ich mich auf dieses seltsame Spiel einlasse.

Keine Ahnung, woher diese Gewissheit kommt. Allerdings fühle ich mich so entschlossen wie schon lange nicht mehr.

»Schön, ich gehe nach Asgard. Erklärst du mir jetzt, was du mit den Wölfen meinst?«

Die Katze kichert erneut. »Oh, ich mag deine Neugierde. Ich hoffe nur, sie wird dich nicht in Schwierigkeiten bringen.« Das Tier schwebt vor meiner Nase herum. »Odin hat drei Söhne und zwei davon sind Wölfe. Einer der drei wird dein Gefährte und du wirst ihn zum neuen Odin machen, wenn ihr heiratet.«

»Moosoooment.« Ich verschränke die Arme vor der Brust. »Gefährte? Heiraten? Ich soll einen Wolf heiraten?«

»Ach, holde Maid, er ist ja nicht wirklich ein Wolf. Er sieht aus wie ein Mensch, obwohl er ein Gott ist. Ein Wolf ist er nur im übertragenen Sinn.«

Wut kocht in mir hoch. »Ich heirate trotzdem ganz bestimmt nicht!«

»Wir werden sehen, wir werden sehen.«

»Nein, werden wir nicht. Weil ich unter den Umständen ganz sicher nicht nach Asgard gehen werde.«

Ohne zu wissen, wo Asgard eigentlich liegt, drehe ich mich um hundertachtzig Grad und will losstapfen. Da schwebt die Katze wieder vor mir.

»Ein letzter Rat, bevor ich mich in eine andere Welt zurückziehe und dort den neusten Tratsch einsammle ... wenn du nicht heiraten willst, musst du erst recht nach Asgard.«

»Weil?«

»Nun, weil Odin dich sonst wieder einsammelt. Bring ihm deinen Fall vor und erkläre, was du willst und was nicht. Sonst wird er dich immer wieder herholen, falls du einen Weg zurück nach Midgard finden solltest. Was ich bezweifle. Und hier bleiben willst du auch nicht. Denn nachts wimmelt es in dieser Gegend vor Wölfen.«

»Ach, ich dachte, ich solle einen heiraten. Vielleicht sollte ich dann einfach hier auf ihn warten?«, werfe ich sarkastisch ein.

»Du musst besser zuhören.« Die Katze schnalzt mit der Zunge. »Ich sagte, Odins Söhne sind nur im übertragenen Sinn Wölfe. Die werden dich nicht in Stücke reißen. Die, die hier

nachts auftauchen, schon. Und du besitzt im Moment weder Magie noch Waffen. Also empfehle ich dir, Asgard zu suchen und das Schloss zu erreichen, bevor die Sonne untergeht. Wäre schade um dich, Gold-Mariechen. Du hast etwas, das vielen deiner Vorgängerinnen fehlt.«

Ehe ich fragen kann, was das ist, löst sich die Katze vor meinen Augen auf. Ich drehe mich einmal um die eigene Achse, doch sie ist spurlos verschwunden.

»Zumindest die Richtung, in die ich gehen soll, hättest du mir zeigen können!«, rufe ich.

Wind fegt durch die Bäume und weht kleine Äste und Tannenzapfen auf mich zu. Keuchend hebe ich die Arme vor das Gesicht. Erst nachdem der Wind sich gelegt hat, lasse ich sie sinken und staune nicht schlecht, weil die Tannenzapfen und Holzstückchen einen Pfeil geformt haben, der von mir weg auf die breiten Baumstämme zeigt.

Einen Moment zögere ich und überlege, ob ich ihm wirklich folgen will. Aber welche Wahl habe ich?

Also gehe ich in die Richtung, die der Pfeil mir gewiesen hat. Sie ist genauso gut wie jede andere, da ich ohnehin nicht weiß, wo ich wirklich bin.

Meine Schritte knirschen auf den ausgetrockneten Nadeln. Je weiter ich gehe, desto dunkler wird es. Die Bäume stehen mittlerweile so dicht, dass nur noch einzelne Strahlen der tief stehenden Sonne hindurchdringen. Die Luft wird deutlich kühler und der Geruch verändert sich – er kommt mir jetzt feuchter und erdiger vor.

Ich habe das Gefühl, als würde ich seit Stunden durch den Wald laufen. Vielleicht ist dem auch so. Immerhin ist meine Kleidung mittlerweile fast getrocknet.

Um mich wird es immer düsterer. Das liegt nicht nur an den Bäumen, die das Sonnenlicht daran hindern, durchzukommen. Ich befürchte, dass der Abend anbricht.

Noch während ich das denke, erklingt hinter mir ein lautes Heulen.

Eisige Kälte kriecht über meine Haut. Zitternd bleibe ich stehen und werfe einen Blick über meine Schulter.

Nichts. Kein Wolf, der zwischen den Stämmen hervorbricht. Noch nicht, zumindest.

Obwohl meine Knie butterweich sind, renne ich los. In Gedanken verfluche ich diese elende Katze, die mich in mein Verderben geschickt hat. Ich hätte auf der dämlichen Lichtung bleiben sollen. Dort wäre ich sicherer gewesen, ganz bestimmt.

Wieder erklingt ein lautes Heulen und diesmal ist es deutlich näher als vorhin.

Hastig rechne ich meine Chancen aus, einen Baum hochzuklettern. Die Stämme sind verdammt breit und die ersten Äste hängen weit über meinem Kopf. Da komme ich nie hoch. Zwar würden die Wölfe auch nicht hinaufgelangen, aber das nützt mir nichts, wenn ich wie ein Koalabär knapp über dem Boden an dem Stamm hänge und nicht weiterkomme.

Also beschleunige ich meine Schritte noch mehr. Die Dunkelheit legt sich über den Wald wie ein Mantel. Ich sehe so gut wie nichts und stolpere prompt über eine Wurzel.

Es knackt. Stechende Schmerzen ziehen meinen linken Knöchel hoch. Trotzdem stehe ich sofort auf und humple weiter. Denn das Heulen hat sich mit der Dunkelheit verändert. Es ist nicht nur näher gekommen, sondern scheint auch aus den Kehlen mehrere Tiere zu stammen.

Ich werde hier sterben, schießt es mir durch den Kopf. *Dieser verdamnte Alte hat mich zum Sterben hergebracht.*

Wieder werfe ich einen Blick über meine Schulter, und diesmal sehe ich sie: Wölfe, so schwarz wie die tiefste Nacht, bewegen sich zwischen den Bäumen hindurch. Ihre Körper flackern, als würden sie aus waberndem Nebel bestehen. Ihre

Augen sind leuchtend rot und brechen durch die Finsternis, die sie umgibt.

Einer von ihnen hebt den Kopf, als würde er meine Witterung aufnehmen. Dann heult er auf und die Tiere sprinten los.

Sofort drehe ich mich nach vorne und schleppe mich voran, doch der Wald scheint sich unendlich lange zu strecken. Und selbst wenn er endet, bezweifle ich, dass die Wölfe am Rand stehen bleiben werden.

Obwohl mir längst klar ist, dass ich verloren bin, halte ich nicht an. Ich will nicht sterben. Nicht so.

Panisch überlege ich, ob ich irgendetwas bei mir trage, das ich als Waffe verwenden könnte. Aber ich habe nicht einmal die Bürste bei mir, mit der ich auf diesen alten Kauz eingeschlagen habe. Gegen die Wölfe würde sie vermutlich noch weniger helfen.

Der Schmerz in meinem Bein wird unerträglich. Trotzdem bleibe ich nicht stehen. Dabei höre ich längst den Atem der Wölfe, fühle die Dunkelheit, die von ihnen ausgeht.

Wieder falle ich und lande auf dem Bauch. Ich komme sofort auf Hände und Knie und will weiter. Da höre ich ein tiefes Knurren.

Hastig drehe ich mich um. Ein Wolf springt mit gefletschten Zähnen auf mich zu. Schreiend reiße ich die Arme hoch, obwohl mir das nichts nützen wird.

Ich erwarte den scharfen Schmerz eines Bisses. Doch er kommt nicht.

Der Wolf jault auf. Ich senke die Arme und keuche. Direkt vor mir hat sich ein anderer Wolf aufgebaut. Er ist unglaublich groß und stellt sich jenen Tieren, die mich verfolgt haben. Selbst wenn ich stehen würde, würde ich ihm höchstens bis zu den Schultern reichen. Sein Fell ist dunkelgrau und schimmert, als würde silbernes Mondlicht darauf fallen.

Er hat den schwarzen Wolf zwischen seinen Kiefern und beißt zu. Das Tier jault ein letztes Mal, dann zerfließt es zu flüsigem Nebel, der aus dem Maul des grauen Wolfs tropft. Dieser legt den Kopf in den Nacken und heult ohrenbetäubend laut auf. Dann hechtet er auf den nächsten Wolf zu und verbeißt sich in dessen Körper.

Mir wird übel und Angst, so frostig wie die Luft, die mich umgibt, legt sich um meinen Körper. Weg. Ich muss hier weg, bevor der große Wolf die kleinen erlegt hat und sich auf mich stürzt.

Als ich aufstehen will und mit dem angeknacksten Fuß auftrete, entschlüpft ein Schrei meiner Kehle. Ich beiße die Zähne zusammen und schleppe mich weiter.

Das Geräusch von reißendem Fell und die letzten Schmerzenslaute der Wölfe verfolgen mich und treiben mich an, das letzte bisschen Kraft aus mir zu holen. Mein Bein tut verflucht weh, aber ich kämpfe mich weiter.

Tränen der Erleichterung laufen über meine Wangen, als die Bäume sich endlich lichten. Die Nacht hat sich über diese Welt gesenkt, doch direkt vor mir erhebt sich ein Schloss aus leuchtend weißem Stein und stemmt sich gegen den dunkelblauen Himmel. Eine hohe Mauer umgibt es, ebenso wie ein See, der so hellblau ist, als würden ihn unzählige Lichter von innen erstrahlen lassen. Nur eine Brücke führt vom Festland zu der Insel mit dem Schloss. Es ist eine wahre Festung und ich bin sicher, darin werde ich Schutz finden.

»Hilfe!«, schreie ich, so laut ich kann. »Bitte, jemand muss mir ...«

Die Worte gehen in einem hohen Schrei unter. Es dauert einen Herzschlag, bis ich begreife, dass ich es bin, die schreit. Ein Wolf hat sich in meinem rechten Bein verbissen.

Seine roten Augen leuchten wie Scheinwerfer, seine Zähne

bohren sich tief in meine Muskeln. Blut läuft warm meinen Unterschenkel hinunter. Der Wolf knurrt und ich spüre die Vibration in meinem ganzen Körper.

»Mistvieh!«, brülle ich und trete nach ihm.

Keine gute Idee. Ich lande auf dem Bauch. Es knackt und der Schmerz, der sich durch mein linkes Bein zieht, bringt mich beinahe um den Verstand. Den Wolf hat mein Tritt nicht beeindruckt. Er gräbt seine Zähne noch fester in mein Fleisch.

Ich bin sicher, dass er mein Bein jeden Moment abtrennen wird. Meine Finger schließen sich um einen Stein in meiner Nähe. Verzweifelt hole ich aus und schleudere ihn dem Wolf gegen den Kopf. Aber das Ding fliegt durch ihn hindurch und landet hinter ihm auf dem Boden.

»Lass los!«, fordere ich und schluchze vor Schmerzen.

Offensichtlich hat das Schicksal noch ein paar Wunder für mich übrig, denn in dem Moment erklingen hinter mir laute Rufe. Bevor ich blinzeln kann, zerschneidet etwas die Luft.

Der Wolf hat nicht einmal Zeit, zu jaulen. Geräuschlos zerfällt er zu flüssigem Nebel, der im Boden verschwindet.

Ich will aufatmen, da brechen noch mehr Wölfe aus dem Wald und rennen auf mich zu.

»Kallik!«, ruft jemand und baut sich vor mir auf.

Ich betrachte die Rüstung aus dunkelbraunem Leder, die sich perfekt an den Körper dieses Mannes schmiegt. Seine hellbraunen Haare reichen ihm bis knapp über die Ohren. Von seinem Gesicht sehe ich nichts. Er hält ein Langschwert aus leuchtendem Gold in den Händen und steht wie eine unüberwindliche Mauer zwischen mir und den Wölfen.

»Schon da, Bruder!«, erwidert eine tiefe Stimme.

Mir fallen fast die Augen raus, als ein Mann, der aussieht wie Thor aus den Kinofilmen, neben dem in der Lederrüstung erscheint.

Sein blondes Haar weht wie sein leuchtend roter Umhang im Wind. Er hat mehr Muskeln als Mr Universe und hält einen Hammer in der Hand, dessen Kopf so groß ist wie eine Wassermelone. Wie kann er das Ding stemmen?

»Bereit?«, fragt der mit dem Schwert.

»So was von«, erwidert Thor.

»Dann los.« Kaum hat der Mann in der Lederrüstung die Worte ausgesprochen, zieht er mit dem Schwert durch.

Eine Welle aus flüssigem Gold breitet sich in der Luft aus und zerteilt die schwarzen Körper der Wölfe. Thor hebt den Hammer und schlägt damit auf den Boden. Es donnert und die Erde bebt, ehe sie aufreißt und Blitze daraus hervorschießen, die die restlichen Wölfe zerfetzen.

»Das war ja mal einfach«, meint Thor zufrieden.

»Wir sollten nichts riskieren«, erwidert der andere und wendet sich mir zu.

Mein Atem stockt. Sein Gesicht ist so schön, dass ich keine Worte dafür finde. Golden schimmernde Augen mustern mich besorgt und ein schwaches Lächeln umspielt die perfekt geschwungenen Lippen.

»Es wird alles gut«, verspricht er mir, steckt das Schwert in eine Halterung am Rücken und sinkt in die Knie. »Wir sind hier, um dich zu beschützen.«

Mein ganzer Körper beginnt zu beben. Das Adrenalin, das mich aufrecht gehalten hat, scheint sich wie die Wölfe in Luft aufgelöst zu haben. Zitternd lasse ich den Kopf zu Boden sinken und kämpfe darum, weiter Luft zu bekommen.

»Sie steht unter Schock«, sagt der Mann zu Thor und zieht mich in die Arme. »Wir müssen sie hineinbringen. Wieso ist Fero nicht hier? Er könnte ihr helfen.«

»Keine Ahnung, wo er ist«, erwidert Thor. »Soll ich ihn suchen?«

Die Antwort höre ich nicht mehr. Ich schreie auf, als der Mann mich hochhebt. Der Schmerz in meinen Beinen brennt sich in meinen gesamten Körper. Und mein Kopf macht das Einzige, was in dem Moment sinnvoll ist: Er lässt mich erneut das Bewusstsein verlieren.

3



Ihr hättet euch nicht einmischen dürfen.«

Die Worte sickern nur langsam in meine Gedanken.
Irgendwoher kenne ich die Stimme.

»Hätten wir sie sterben lassen sollen? Du hast sie ohne Erklärung auf der Lichtung ausgesetzt.«

Den Mann, der gerade gesprochen hat, erkenne ich auch. Es ist der Kerl in der Lederrüstung, der mich gegen die Wölfe verteidigt hat.

»Das ist nicht allein meine Schuld«, donnert der andere.

Jetzt weiß ich, woher ich ihn kenne. Das ist der seltsame Alte, der mich entführt hat.

»Sie hat noch mehr gebockt als eure Mutter. Und das bedeutet etwas«, fährt er fort. »Ich musste sie mitnehmen, ohne etwas zu erklären. Sonst hätte ich bei einer Horde Polizisten einen Vergessenzauber anwenden müssen. Wir alle wissen, wie gefährlich die für Menschen sind.«

»Und deswegen bringst du Marie in Gefahr?« Eine dritte Stimme. Tief, männlich. Das muss dieser Thor-Verschnitt sein, den der andere Kallik genannt hat.

»Sie musste sich beweisen. Das ist ihre Aufgabe. Und ihr habt mit eurem Eingreifen alles zunichte gemacht. Nur Fero hat sich an die Regeln gehalten«, erklärt mein Entführer.

»Fero hat sich an die Regeln gehalten, weil ihm alles egal ist, außer ihm selbst«, fährt der mit der Lederrüstung den älteren Mann an. »Aber mir ist Marie wichtig. Sie hat schon genug durchgemacht. Ich musste etwas unternehmen.«

»Mir ist Marie auch wichtig«, fügt Kallik hinzu. »Diese Prüfung war unnötig. Wir wissen längst, dass sie eine würdige Frau Holle ist.«

»Es ist nun einmal Tradition ...«, beginnt mein Entführer, wird jedoch von einem hellen Klingeln unterbrochen.

»Traditionen sind etwas Gutes«, singt ein Stimmchen. »Aber deine Söhne haben recht, Odin. Marie hat Hilfe gebraucht und es war gut, dass sie eingegriffen haben.«

»Siehst du, Stellaris stimmt uns zu«, sagt Kallik. Er klingt zufrieden.

»Außerdem bin ich der Meinung, dass wir ihre Wunden heilen müssen«, fährt diese Stellaris fort.

»Wozu? Sie werden mit der Zeit von selbst heilen.« Odin schnaubt. »Und falls Narben zurückbleiben, werden diese verschwinden, sobald sie zur Göttin wird.«

»Wie soll sie mit den Verletzungen lernen?«, wirft der Krieger in der Lederrüstung ein. »Oder die Prüfungen bestreiten, die sie zu einer Göttin machen?«

»Zu leiden formt die Person, die Frau Holle wird«, erwidert Odin gereizt. »Das ist das Schicksal dieses Mädchens.«

»Sie hat genug gelitten«, fährt Kallik ihn an. »Ich sage, wir heilen sie.«

»Es ist nicht an dir, das zu entscheiden«, knurrt Odin.

»Aber an mir«, geht Stellaris dazwischen. »Ich soll sie ausbilden und ihre Prüfungen überwachen. Also entscheide ich, dass wir ihre Heilung unterstützen.«

Einen Moment ist alles still. Ich liege regungslos da und versuche, gleichmäßig zu atmen. Bisher hat keiner von ihnen bemerkt, dass ich wach bin. Und dabei soll es auch bleiben.

»Schön«, gibt Odin sich finster geschlagen. »Heilt sie. Es ist schließlich nicht meine Gefährtin, der ihr damit schadet, sondern die eines von euch.«

Schritte poltern über einen Holzboden. Eine Tür wird aufgerissen und wieder zugeworfen. Dann seufzt Stellaris.

»Für jemanden, der weiser sein soll als alle anderen Götter, ist Odin sehr uneinsichtig«, meint sie leise.

»Er vermisst Mutter«, erklärt Kallik. »Hat man sie schon gefunden?«

Wieder senkt sich betretenes Schweigen über die Gruppe. Ich halte den Atem an. Wer ist Odins Frau und was ist mit ihr geschehen? Doch für eine gefühlte Ewigkeit spricht keiner ein Wort.

»Ich werde dann mal Marie behandeln«, sagt Stellaris schließlich.

Helles Glöckchen-Klingeln erfüllt den Raum. Die Decke, die auf meinen Beinen liegt, wird fortgezogen. Ich beiße die Zähne zusammen, weil selbst das höllisch weh tut.

»Diese verfluchten Wölfe«, meint Stellaris zornig. »Odin hätte das Mädchen nicht einfach allein auf der Lichtung lassen dürfen.«

Etwas berührt meinen Unterschenkel. Hitze, als würde meine Haut in Flammen stehen, breitet sich auf beiden Beinen aus.

Ich schreie auf und strample um mein Leben. Die Hitze klingt sofort ab. Um Atem ringend richte ich mich auf und starre die zwei Männer und ein goldenes Etwas an, das direkt über mir schwebt.

»Was zum Teufel macht ihr mit mir?«, entfährt es mir.

Ich sehe von Kallik zu dem anderen Kerl und schließlich zu

dem kleinen Licht vor mir. Erst da wird mir klar, dass es eine Fee ist. Ihr ganzer Körper schimmert golden, genau wie der Staub, der von ihren Flügeln rieselt, die wie die eines Schmetterlings aussehen. Das Glöckchen-Klingeln geht von ihr aus, sobald sie hoch oder hinunter schwebt.

»Hallo, Marie«, sagt die Fee und kommt näher.

Wieder erklingt das leise Läuten. Sie schwebt bis direkt vor mein Gesicht und legt dann den Kopf schief.

»Darf ich deine Wange heilen?«, fragt sie.

»Meine ... Wange?«

Ich hebe die Finger an mein Gesicht und zische. Offensichtlich habe ich mir bei einem meiner Stürze die Haut aufgeschürft.

»Es wird nicht so weh tun wie bei deinen Beinen«, verspricht die Fee.

Mein Blick wandert zu meinen Füßen. Ich schluchze leise. Der linke Knöchel ist dick geschwollen und vollkommen blau. Das rechte Bein sieht aus, als hätte jemand Ceviche daraus machen wollen: Überall klaffen tiefe Wunden und die Haut darum hängt in Fetzen herunter.

Mir wird schwindelig und ich würgen. Da legt jemand seine Hand behutsam an meine unverletzte Wange und zwingt mich, ihn anzusehen.

»Hey«, sagt der Mann in der Lederrüstung sanft.

Seine Augen schimmern wie pures Gold. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Überhaupt habe ich noch nie einen so ... gut aussehenden Mann getroffen. Sein hellbraunes Haar ist ein wenig verstrubbelt, doch das macht ihn umso anziehender. Sein Gesicht ist kantig, seine Wangenknochen markant, die Lippen voll. Er lächelt und mein Herzschlag beschleunigt sich sofort.

Dieser Mann hat eine Ausstrahlung, die wohl jeden umwerfen würde. Selbst mich, obwohl er offensichtlich mit meinem Entführer verwandt ist.

»Atme, Marie. Die Magie wird das Schlimmste gleich heilen«, redet er beruhigend auf mich ein.

Alles in mir kribbelt. Ich merke kaum, wie die Fee meine Wange heilt und anschließend zurück zu meinen Beinen fliegt. Diesmal ist das Feuer nicht so schlimm und hört sofort wieder auf.

Erst als die Fee erneut dicht neben meinem Kopf schwebt, lässt der Mann mich zu meinen Füßen sehen. Die Wunden erkennt man immer noch, aber zumindest ist die Haut jetzt geschlossen. Nur der Knöchel ist unverändert geschwollen.

»Es wird ein wenig dauern, bis alles verheilt ist«, meint die Fee. »Zwei oder drei Tage Bettruhe sollten reichen. Danach müsste alles verschwunden sein.«

Ich sehe wieder zu dem Krieger, der behutsam meine Hand berührt. Er lächelt und mein Herz flattert wild.

»Danke, Stellaris«, sagt er, ohne den Blick von mir zu nehmen.

»Ich werde Odin informieren, dass Marie wach ist und ihr euch mit ihr unterhaltet. Übermorgen erkläre ich ihr, was sie wissen muss.« Die Fee seufzt. »Ich denke, es ist besser, wenn ich das übernehme und nicht Odin.«

»Sehe ich auch so«, bestätigt der Krieger. »Noch einmal danke, Stellaris.«

»Keine Ursache.« Die Fee fliegt zu mir. Sie ist so nah, dass ich ihr zartes Gesicht betrachten kann und das wallende Kleid, das ihren winzigen Körper umspielt. »Marie, es freut mich, dich kennenzulernen. Ich hoffe, du kannst dich ein wenig erholen.«

Sie zwinkert mir zu, dann fliegt sie schnell wie ein Pfeil zur Tür. Diese öffnet sich wie von Geisterhand für die Fee und schließt sich hinter ihr, sobald sie hinausgeflogen ist.

Ich schlucke, als mir bewusst wird, dass ich mit zwei fremden Männern allein bin. Zwei unglaublich trainierten Männern. Bei Kallik sind die Muskeln schon zu viel des Guten.

Seine Oberarme sind breiter als meine Oberschenkel, der Brustpanzer, den er trägt, betont seine Brustmuskeln noch mehr. Das blonde Haar reicht ihm bis zu den Schultern, der Bart ist dicht, aber kurz geschnitten, und seine blauen Augen leuchten, als würden Blitze darin tanzen.

Der andere Mann, der immer noch meine Hand hält, ist auch trainiert. Seine Schultern sind breit, die Muskeln aber nicht so gewaltig wie bei Kallik.

Beide tragen keine Waffen mehr. Zumindest kann ich sie nirgendwo sehen.

Kallik kommt näher und setzt sich an den Bettrand. Als auch er nach meiner Hand greifen will, ziehe ich jene, die der andere Mann hält, zurück und bringe etwas Abstand zwischen mich und die beiden.

»Du musst keine Angst vor uns haben«, meint Kallik lächelnd.

Er wirkt wie ein wilder Krieger, aber in seinen blauen Augen erkenne ich die Unschuld eines Kindes.

Was denke ich da gerade bitte?

»Natürlich hat sie Angst, Kallik«, tadelt der andere ihn. »Sie weiß nicht, wer wir sind.« Er räuspert sich. »Ich bin Rune und das ist mein Bruder Kallik. Wir sind erfreut, dich kennenzulernen, auch wenn die Umstände etwas unschön sind.«

»Unschön?«, wiederhole ich ungläubig. »Ein Kerl hat mich entführt und hergebracht. Ich wurde fast von Wölfen zerfleischt und jetzt bin ich eure Geisel.«

»Nicht doch, Marie.« Kallik betrachtet mich wie ein Welpen, der Streicheleinheiten möchte. »Wir halten dich nicht als Geisel. Dieser Ort ist ab jetzt dein Zuhause ...«

»Darf ich gehen, wenn ich will?«, unterbreche ich ihn.

»Ähm ... nein, du musst hierbleiben.« Kallik blinzelt verwirrt.

»Dann bin ich eure Geisel.« Ich verschränke die Arme vor

der Brust. »Obwohl ich ja noch immer denke, dass all das ein böser Traum ist, aus dem ich bald aufwache. Vermutlich bin ich nach meiner Vorlesung im Regen ausgerutscht, habe mir den Kopf angeschlagen und bin ins Koma gefallen. Ja, das muss es sein.«

»Das erscheint dir wirklich realistischer, als hier zu sitzen?«, hakt Rune nach und greift nach meiner Hand. »Spürst du meine Finger auf deiner Haut denn nicht?«

»D... doch«, stammle ich.

Seine Berührung sendet Wärme durch meinen Körper. Alles kribbelt. Wie kann ich so auf diesen Fremden reagieren?

»Oder meine?«, will jetzt Kallik wissen und greift nach meiner zweiten Hand.

»Auch die«, ringe ich mir ab und schlucke.

Ich fühle mich, als würde ich schweben. Diese beiden Männer ... Etwas stimmt mit ihnen nicht. Oder mir.

»Du magst nicht aus Asgard weg dürfen, Marie, aber das dient auch deinem Schutz«, erklärt Rune und streicht beruhigend über meinen Handrücken. »Nur hier bist du sicher. Diese Wölfe sind für dich zu gefährlich, bevor du genug gelernt hast, um sie selbst zu bekämpfen. Und es gibt noch mehr, das du fürchten solltest.«

»Eisseelen zum Beispiel«, platzt es aus Kallik heraus, bevor ich fragen kann.

Rune wirft ihm einen finsternen Blick zu, ehe er mich mit einem entschuldigenden Lächeln bedenkt. »Mein Bruder hat ein reines Herz, aber leider spricht er stets, bevor er darüber nachdenkt.«

»Du sagst das so, als wäre es etwas Schlechtes«, brummt Kallik.

Ich kann nicht anders, ich schmunzle. Dieser Mann ist ein Hüne, ein Wikinger aus dem Bilderbuch. Und hat ein naives, beinahe kindliches Gemüt. Ich glaube, ich könnte ihn mögen ...

Was denke ich denn jetzt schon wieder? Ich will ihn nicht mögen. Ich sollte hier weg.

»Warum genau bin ich hier?«, frage ich.

Kallik öffnet den Mund, doch Rune sieht ihn warnend an. Also schließt der Thor-Verschnitt die Lippen und räuspert sich verlegen.

»Also?« Ich entziehe beiden meine Hände und verschränke die Arme vor der Brust. Keiner der Brüder sagt ein Wort.

»Du solltest dich ausruhen«, meint Rune stattdessen. »Die Nacht endet bald. Wir lassen dich schlafen. Den heutigen Tag über solltest du dich nicht anstrengen. Aber wenn du Gesellschaft willst, brauchst du nur unsere Namen zu sagen und wir kommen zu dir.«

»Eure Namen sagen?« Ich schnaube. »Wie wollt ihr das hören?«

»Oh, unsere Namen hören wir immer«, erklärt Kallik. »Fero übrigens auch.«

»Und wer ist Fero bitte?«

»Unser dritter Bruder.« Runes Miene verfinstert sich. »Du wirst ihn kennenlernen. Früher, als dir lieb ist.«

»Was soll das wieder heißen?«, brumme ich.

»Nichts.« Rune erhebt sich, ebenso wie Kallik. »Wie gesagt, wenn du etwas brauchst, ruf uns. Wir kommen zu jeder Zeit. Versuch jetzt aber zu schlafen. Dann kann die Magie besser wirken und dich heilen.«

Er deutet auf meine Beine und deckt sie dann behutsam zu.

»Schlaf gut, Marie«, säuselt Kallik.

Er lächelt und ich kann nicht anders, als es zu erwidern. Er wirkt so ... freundlich. Rune hingegen ist charmant und einnehmend. Beide sehen unglaublich gut aus, obwohl sie so verschieden sind.

Ich sehe ihnen nach und zucke zusammen, als sie an der Tür stehen bleiben und mir noch ein Lächeln schenken.

»Gute Nacht«, sagen sie wie aus einem Mund.

Dann sind sie fort.

Es klickt, als hätte jemand die Tür von außen verschlossen. Das Geräusch holt mich schlagartig in die Realität zurück, obwohl ich damit hätte rechnen müssen. Natürlich sperren sie mich ein. Sie wollen mich schließlich hier festhalten. Aber wenn ich nicht durch die Tür komme, dann eben durch das Fenster – auch wenn mein linkes Bein schmerzt und ich mich schwach fühle. Hierbleiben kann ich nicht.

Einen Moment warte ich noch und sehe mich in dem Raum um. Alles hier besteht aus dunklem Holz. Die Möbel sind rustikal, die Bettwäsche hingegen ist weich und schmiegt sich kühl an meine Haut. In dem gemauerten Kamin prasselt ein Feuer, das die einzige Lichtquelle zu sein scheint. Trotzdem wirkt der Raum hell, obwohl vor den Fenstern gerade erst die Sonne aufgeht.

Irgendwie ... fühle ich mich an diesem Ort erstaunlich wohl. Fast so, als würde ich hier hergehören.

Mit einem Kopfschütteln vertreibe ich den unsinnigen Gedanken und schwinge meine Beine aus dem Bett. Behutsam trete ich mit dem zerfetzten Bein auf. Es schmerzt kaum, es zu belasten. Also wage ich den Versuch mit dem zweiten Fuß.

Ein leises Stöhnen dringt über meine Lippen und ein dumpfes Pochen im Knöchel lässt mich um Atem ringen. Diese Fee meinte, es würde ein paar Tage dauern, bis ich mich erholt habe. So lange will ich aber nicht warten.

Ein Teil von mir möchte den beiden Brüdern mein Vertrauen schenken – derselbe Teil, der sich in diesem Zimmer seltsam zu Hause fühlt. Von allem, was in den letzten Stunden passiert ist, sind mir diese Gefühle das größte Rätsel. Keine Ahnung, was diese Männer mit mir vorhaben, aber es kann nichts Gutes sein. Vermutlich haben sie mich unter Drogen gesetzt. Immerhin habe ich hier mit einer Katze gesprochen, die ihren eigenen Kopf

abnehmen konnte, und eine Fee gesehen. Das müssen Halluzinationen sein.

Je schneller ich von hier wegkomme, desto besser. Immerhin weiß ich nicht, wie lange ich unbeobachtet sein werde.

Also beiße ich die Zähne zusammen und stehe auf. Jeder Schritt ist eine Qual, doch ich muss fort.

Zum Glück ist das Fenster nicht verriegelt. Ich kann es problemlos öffnen.

Frostige Luft schlägt mir entgegen und das Rauschen von Wasser ist zu hören. Ich kneife die Augen zusammen und sehe zu den Bergen, hinter denen sich die Sonne erhebt. Ein großer Wasserfall bricht aus dem dunkelgrauen Fels und speist den See, der dieses Schloss umgibt. Vorhin hat er erleuchtet gewirkt und in hellem Blau geschimmert. Jetzt ist er dunkelviolet, obwohl die Sonne aufgeht.

»Seltsam«, murmle ich.

Dieser Ort ist nicht normal. Oder meine Wahrnehmung hat einen Knacks abbekommen. So oder so, ich sollte schnellstens fort.

Mein Blick schweift über den schmalen Steg zu dem Schrägdach neben meinem Fenster. Von dort könnte ich versuchen, auf ein niedrigeres Dach zu springen. Es sieht nicht weit aus und ich sollte es schaffen. Was ich danach mache, weiß ich nicht. Aber ich werde schon einen Weg aus dem Schloss finden.

Zum Glück trage ich immer noch meine Kleidung. Die Jeans ist zwar zerrissen und die Schuhe verschwunden, aber ich möchte keine Zeit verlieren oder zu laute Geräusche machen, wenn ich den Schrank nach neuen Sachen durchwühle.

Deswegen hieve ich mich auf den Fenstersims, packe die Wand und ziehe mich auf den schmalen Steg zum Dach. Meine Finger graben sich in den kalkweißen Stein hinter mir, während ich Minischritt um Minischritt zu dem Dach vorrücke.

Der Wind bläst wild und wirbelt meine langen Haare umher.

Aber nur weil die widerspenstigen Strähnen ständig in mein Gesicht wehen, kehre ich jetzt sicher nicht um.

Ich atme auf, als ich das Dach erreiche, und sinke in die Hocke. Mein Knöchel pulsiert und sendet unbändige Schmerzen durch mein Bein. Mit einem Mal bin ich mir nicht sicher, ob ich wirklich hier wegkomme, aber ich muss es versuchen.

Also schleppe ich mich auf den Knien über die schwarzen Schindeln bis zum Dachrand, stehe auf und blicke hinunter. Grob geschätzt einen Meter von mir entfernt befindet sich ein kleiner Anbau, dessen Dach etwa ein Stockwerk unter mir liegt. Dazwischen befindet sich nichts.

Ohne Verletzung wäre der Sprung ein Klacks. Aber mit dem Knöchel ...

»Ich an deiner Stelle würde das nicht versuchen«, erklingt eine samtweiche, tiefe Stimme.

Keuchend drehe ich mich um. Vorhin war noch niemand außer mir auf dem Dach. Aber jetzt sitzt ein Mann, den ich noch nie gesehen habe, nur eine Armlänge von mir entfernt. Er streckt seine langen Beine aus und lehnt lässig mit dem Rücken an den schwarzen Schindeln. Die Arme hat er hinter dem Kopf verschränkt. Schwarzes, leicht zerzaustes Haar rahmt sein blasses Gesicht und lässt seine grünen Augen förmlich strahlen. Rune und Kallik sahen schon gut aus, aber dieser Mann ist so unbeschreiblich schön, dass mein Mund bei seinem Anblick aufklappt. Seine Gesichtszüge sind nicht zu hart, nicht zu weich. Die Nase ist gerade und verleiht dem Mann Eleganz. Sein Kinn wirkt stolz und vornehm. Und der Blick, mit dem er mich mustert, lässt meine Knie weich werden.

»Wo kommst du her?«, frage ich atemlos.

Er zuckt mit den Schultern, lässt die Arme sinken und steht elegant auf. Seine Kleidung ist fast vollständig schwarz, nur die Jacke, die bis zu seinen Oberschenkeln reicht, besitzt dunkel-

grüne Verzierungen. Auf seiner Brust ist ein Wappen angenäht, das ich nicht genau erkenne.

»Von überall und nirgendwo. Viel wichtiger ist aber, wohin du vorhast zu gehen«, erwidert er lässig.

Ich hebe trotzig das Kinn. »Geht dich nichts an.«

Ein Lächeln umspielt seine Lippen. Meine Knie werden noch weicher. »Wenn du dir den Hals brichst, weil du dich leichtsinnig vom Dach stürzt, geht mich das sehr wohl etwas an.«

Er bewegt sich auf mich zu. Panik erfasst mich. Ich weiche zurück und bemerke zu spät, wie nah ich am Rand des Dachs stehe. Mein rechter Fuß tritt ins Leere und der linke gibt unter meinem Gewicht nach. Ich rudere mit den Armen und sehe mich fallen.

Da springt der Mann nach vorn, legt seine Hände auf meine Schulterblätter und zieht mich an sich. Der Duft von Regen umgibt mich, als er mein Gesicht an seine Brust lehnt.

»Ich sagte doch, das ist keine gute Idee«, raunt er mir ins Ohr.

Gänsehaut überzieht meinen Körper. Diese Stimme ist so verführerisch und sinnlich. Einen Moment schließe ich die Augen, lasse zu, dass der Mann mich hält und in seine Wärme hüllt.

»Wer bist du?«, murmle ich am Stoff seiner Jacke.

Zögerlich öffne ich die Lider und betrachte das Wappen, das ich vorhin gesehen habe. Ich halte die Luft an, als ich einen Wolf erkenne.

Mit aller Kraft presse ich meine Hände gegen seine Brust und versuche, etwas Abstand zwischen uns zu bringen. Aber da er mich immer noch in den Armen hält, reicht es gerade mal, um ihm ins Gesicht zu sehen.

Seine grünen Augen funkeln und er lächelt verschmitzt.

»Ich bin Fero«, antwortet er. Langsam senkt er sein Gesicht,

MÄRCHEN DER NEUN WELTEN

bis unsere Lippen sich beinahe berühren. »Und du wirst mir gehören, Marie. Ich erlaube keinem, dich mir wegzunehmen.«

